

# Bonn war eine Messe pro Woche wert

Nur in Wien konnte Beethoven Beethoven werden, glauben die Biographen. In seiner Geburtsstadt hörte man nun umstürzende Einsichten über das Musikleben seiner höfischen Lehrjahre.

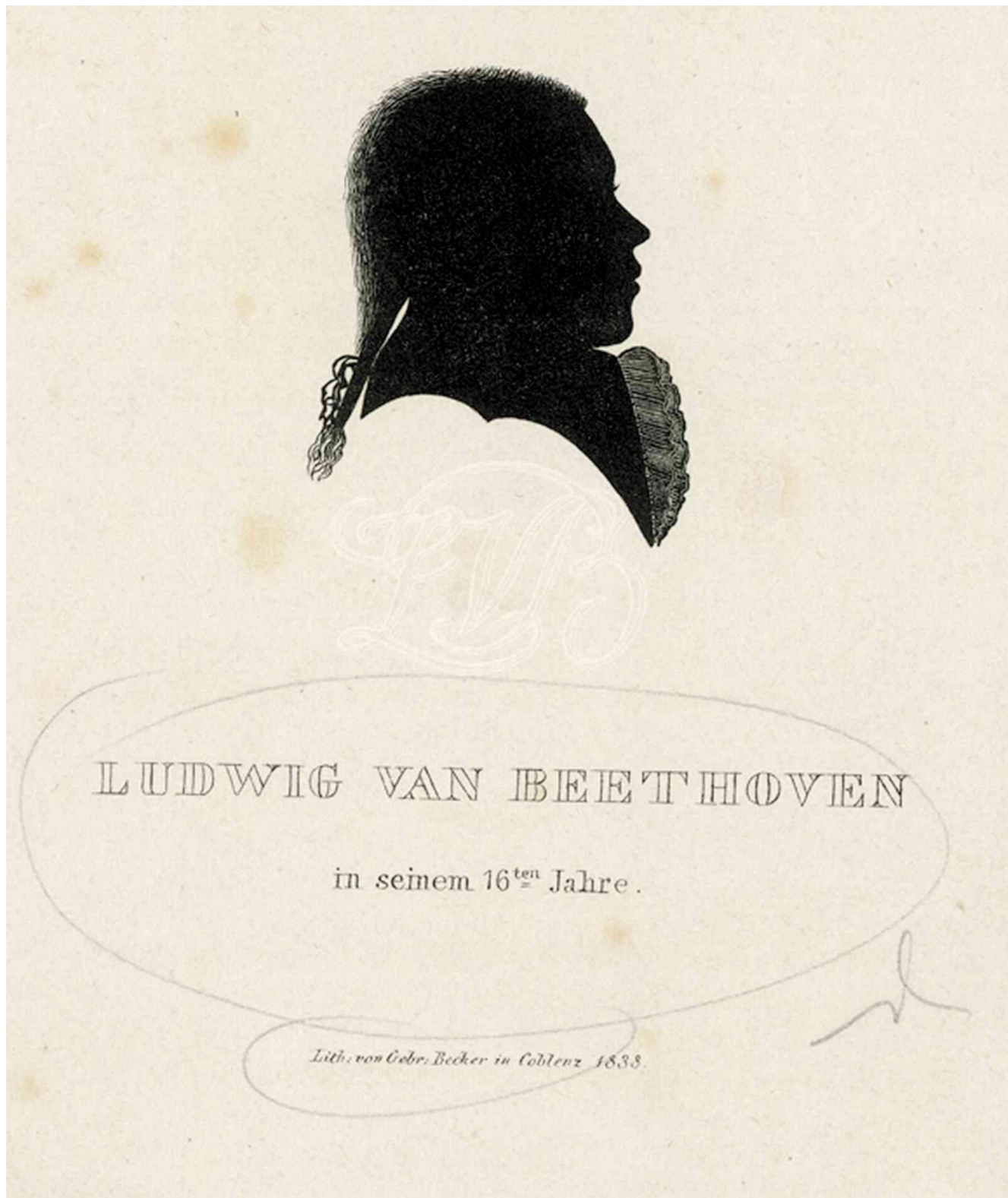
**J**unge Komponisten, berichtete die Komponistin Charlotte Seither beim Kongress „Beethoven-Perspektiven“ des Bonner Beethoven-Hauses, wollen von Beethoven nichts mehr hören – von dem Genie und Übermenschen dieses Namens, dem Beethoven der Kulturindustrie, des Jubiläumsbetriebs, der Populärwissenschaft und Programmheftprosa.

Das traditionelle Beethovenbild idealisiert eine „männliche Schöpferkraft in Kategorien der Dominanz“; damit, stellte Seither fest, die als Mentorin mit den Gewinnern der Residenzstipendien arbeitet, die das Beethoven-Haus in Zusammenarbeit mit der Studienstiftung des deutschen Volkes vergibt, könnten Komponistenberufsanfänger heute nichts anfangen, deren vom Internet geprägte Produktionsästhetik die tendenziell anonyme Gemeinschaftsarbeit einerseits prämiert und das Nebeneinander individueller Ansätze andererseits. Der Würzburger Musikwissenschaftler Ulrich Konrad, Seithers Gesprächspartner in einem vom Deutschlandfunk aufgezeichneten Disput, bestritt die Dominanz der Dominanzkategorien in der heutigen Beethoven-Pflege. Wie von der Kulturpolitik gewünscht, sei Beethoven für alle da; angesichts der fast ins Nichts abgestürzten Preise für akustisch aufgezeichnete Musik werde niemand ausgeschlossen, es müsse sich aber auch nicht ausgeschlossen fühlen, wer sich nicht für Beethoven interessiere.

Konrad legte nahe, dass der Geniekult in die Triviale abgesunken und dadurch unschädlich geworden ist. Er selbst hat aber in einem 2016 in den „Beethoven-Studien“, der Zeitschrift des Beethoven-Hauses, gedruckten Vortrag anhand der Bonner Jahre Beethovens dargelegt, wie sehr die Konventionen des heroischen Beethoven-Bildes auch die Perspektiven der Wissenschaft wenigstens bei der Herstellung von Gesamtbildern in Gesamtdarstellungen noch bestimmen.

Die Panegyrik des Künstlerhelden im bürgerlichen Geschichtsbild, die Projektion von Herrschertugenden auf das Künstlerindividuum, legitimierte sich, indem die Dominanz zum Lohn der Emanzipation stilisiert wurde. Für den Fall Beethoven bedeutet das, dass sein Ablegen der sozialen Rolle des Hofmusikers als eine Sache der inneren Notwendigkeit erscheint. In Bonn, als Mitglied der Hofkapelle des Kölner Kurfürsten Maximilian Franz, hat Beethoven in dieser Sicht in einem Zustand der latenten Entfremdung gelebt, und die Übersiedlung nach Wien muss dann ein Akt der Selbstbefreiung gewesen sein, obwohl es sein kurfürstlicher Herr war, der ihn 1792 zum Studium zu Joseph Haydn schickte.

Dem Bonner Beethoven war ein ganzer Tag des fünfjährigen Bonner Kongresses gewidmet – womit ihm, wie John D. Wilson im einleitenden Referat der Sektion vor Augen führte, deutlich mehr Platz ein-



Beim Orgelspiel in der Bonner Hofkirche wetteiferte er mit den Stuckengeln. Joseph Neesens Silhouette des Fünfzehnjährigen, gedruckt 1838 in den „Biographischen Notizen“ von Wegeler und Ries, wird nur selten reproduziert – weil dieser Beethoven echt zu brav aussieht?

Fotos Beethoven-Haus Bonn (oben), Helge Klaus Rieder

geräumt wurde als in den Standardwerken der Beethoven-Biographik. Die 22 Bonner Jahre machen 39 Prozent der Lebenszeit Beethovens aus, aber die Biographen widmen ihnen im Durchschnitt nur ein Zehntel der Buchseiten. Wilsons statistische Demonstration war eine virtuose Darbietung, die etwas aussagte über den Ehrgeiz und den Geist des interdisziplinären, von Birgit Lodes koordinierten Wiener Forschungsprojekts zur Musikkul-

tur am Bonner Hof, dessen neueste Ergebnisse in Bonn vorgestellt wurden.

Wegen der geringen Zahl unmittelbarer Quellenzeugnisse musste Forschung zum jungen Beethoven seit jeder Erkundung seines Umfelds sein. Das Wiener Unternehmen macht aus der scheinbaren Materialnot eine methodische Tugend durch systematische Erhebung und Gewichtung der Informationen über die Musik, die von Beethoven und seinen Kolle-

schafften und hergestellten Noten von denen unterscheiden, die Maximilian Franz beim Regierungsantritt 1784 aus Wien mitbrachte. In einer neuen Unterabteilung der Bonner Schriften zur Beethoven-Forschung ist 2018 der von Elisabeth Reisinger, Juliane Riepe und John D. Wilson bearbeitete Katalog der Opernpartituren erschienen.

Dass der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia in seinem Hoftheater nie eine Oper der Komponisten aus dem Kreis seiner Hofmusiker aufführen ließ, ist nicht als Geringschätzung des Personals zu interpretieren, sondern war Effekt einer Programmpolitik, die im Wettstreit der Hofmusikstädte ein überregional attraktives aktuelles Repertoire vom Kaliber der „Hochzeit des Figaro“ präsentieren wollte. Der Kurfürst spielte selbst die Bratsche, das Instrument, für das Beethoven im Hoforchester eingeteilt war, sang beim halböffentlichen Studium der neuesten Opern dem Zeugnis einer musikkritischen Zeitschrift zufolge „die meisten Arien“ selbst und galt als „fertiger Partiturleser und genauer Beurteiler“.

Anna Sanda, die an der Erstellung des vor der Publikation stehenden Katalogs der Kirchenmusikbibliothek von Maximilian Franz beteiligt war, sprach über den Neubau der Orgel der Bonner Hofkirche, die der Brand des kurfürstlichen Schlosses 1777 erforderlich machte. Die von Maximilian Franz vorgesehene Orgel war deutlich kleiner als Instrumente, die zur gleichen Zeit für andere Kirchen in seinem Erzbistum gebaut wurden. Aber wenn der Kurfürst die ihm vorgeschlagene Disposition des Orgelpositivs als „lächerlich“ rügte, weil zu viele Register „der Instrumentalmusik schädlich“ wären und „so ungereimten Effekt“ machen müssten wie die Orgeln der Franziskaner in Brühl und Bonn, dann war wohl auch diese Sparsamkeit Ergebnis genauer Beurteilung.

Beethoven teilte sich die Stelle des Hoforganisten mit seinem Lehrer Christian Gottlob Neefe. Ins Reich der Legende gehört die Vorstellung, er habe sich später für die Schöpfung der Missa solennis zunächst einmal die Grundlagen der Messe aneignen müssen. Konrad erläutert in seinem Aufsatz, dass Beethovens regelmäßiger Dienst an Orgel und Cembalo die Grundlage für sein kompositorisches Handwerk legte, weil der Unterricht an den Tasteninstrumenten im Partimento-Verfahren erfolgte, anhand bezifferter oder unbezifferter Generalbass-Stimmen. „Das Partimento-Prinzip“, postulierte jetzt Robert Levin in Bonn, „hat eine enorme Ausstrahlung“: Für die durch diese Schule gegangenen Musiker seien Aufführen, Ergänzungen und Improvisieren eins gewesen. Levin vermutet deshalb, wie er am Flügel zu demonstrieren unternahm, dass in Beethovens frühesten, dem Kurfürsten gewidmeten Klavier-sonaten die angeordneten Wiederholungen nicht zur identischen Wiedergabe, sondern zur freihändigen Fortentwicklung gedacht gewesen seien. Später sei diese Übung ausgestorben.

„Irgendwann zu Beethovens Lebzeiten gewinnt Verzicht über Wagnis.“ Dieser Befund Levins stellt nun das bürgerliche Bild vom Übergang von der höfischen zur bürgerlichen Musikpraxis auf den Kopf. Wilson, der wie Levin als Konzertpianist ausgebildet ist und seine Dissertation über Beethovens Tonartencharakteristika schrieb, arbeitet an einer Biographie über den jungen Beethoven, die auch bei den jungen Kollegen Charlotte Seithers auf Neugier stoßen dürfte, da ein Hofmusiker alles sein durfte, nur nicht dominant. Ohne Motivität aus der Genietradition konnte indes auch Seither den Geist der heutigen Tonsetzer nicht beschreiben: „Jeder macht das, was er mit größter Intensität, mit größter Kraft, mit größtem Willen verfolgt.“

PATRICK BAHNERS

## Es gibt eine Alternative

Der Historiker Anthony J. Nicholls sah in der Bundesrepublik ein Gegenmodell zum nostalgisch zerrissenen Großbritannien

Anthony J. Nicholls, der am 26. Januar verstorben ist, war ein Oxforder Urgestein und einer der lebenswertesten Brückenbauer zwischen britischen und deutschen Historikern. Am 2. Februar 1934 in der Nähe von Croydon in Südingland geboren, verbrachte er seine frühe Kindheit unter dem tiefen Schatten des deutschen Nationalsozialismus, der sich über Europa erstreckte. Eine Karriere an einer Elite-Universität war ihm nicht in die Wiege gelegt. Er kam aus eher bescheidenen Verhältnissen, sein Vater war Angestellter bei der Reisegesellschaft Thomas Cook.

Als Absolvent einer Grammar School kam er nach dem Militärdienst 1954 ans Merton College in Oxford. Seine Karriere begann er als Forschungsassistent von Sir John Wheeler-Bennett, einer der schillerndsten Figuren der britischen Historikerzunft mit engen Beziehungen zum britischen Geheimdienst. Am St Antony's College unterrichtete Wheeler-Bennett internationale Beziehungen, und Nicholls verfasste mit ihm eine vielbeachtete Untersuchung zu den Friedensregelungen am Ende des Zweiten Weltkrieges, „The Symbiosis of Peace“. Wheeler-Bennetts zweideutige Beziehungen zu Deutschland – er war sowohl mit aristokratischen Sympathisanten Hitlers als auch mit späteren Widerstandskämpfern gut vernetzt gewesen – faszinierten Nicholls, der sich intensiv mit

dem Aufstieg der Nationalsozialisten beschäftigte. 1968 erschien seine Studie „Weimar and the Rise of Hitler“, die vier Auflagen erlebte und zu einem Klassiker der englischsprachigen historischen Literatur zur deutschen Geschichte wurde.

Im selben Jahr, wurde er Official Fellow des St Antony's College. 1976 gründete er dort das European Studies Centre, das er bis zu seiner Emeritierung 2001 leitete. Hier gelang es ihm, die Volkswagen-Gastprofessur zu etablieren, die über Jahrzehnte ein Who's Who der deutschen Historikerzunft nach England brachte. Etwas älter als die goldene Generation britischer Deutschland-Historiker, der David Blackburn, Geoff Eley, Richard Evans, Mary Fulbrook, Dick Geary und Ian Kershaw angehören, war Nicholls der Gründungsvorsitzende der German History Society, die bis heute mit ihrem Journal „German History“ eine zentrale Verbindungsstelle zu den deutschen Kollegen ist. Er baute enge Beziehungen zum Deutschen Historischen Institut in London auf, zu dessen Gründung er ebenfalls beigetragen hatte.

In den achtziger Jahren wandte er sich der Geschichte der Bundesrepublik zu. Seine Gesamtdarstellung „The Bonn Republic“ von 1997 und die drei Jahre zuvor publizierte Arbeit zur Entwicklung der Sozialen Marktwirtschaft in Deutschland mit dem sprechenden Titel „Freedom with Re-

sponsibility“ ließen seine tiefen, allerdings nie unkritischen Sympathien für die politische Kultur und die gesellschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik erkennen. Die Geschichte der Bonner Republik war für Nicholls eine Erfolgsgeschichte gerade auch im Hinblick auf die Geschichte seines eigenen Landes in der Nachkriegszeit. Die – wenn auch verspätete – vorbildliche Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit stand in markantem Gegensatz zur vergangenheitspolitischen Ignoranz der Briten, gerade im Hinblick auf ihr Empire.

Den sozialliberalen Grundkonsens in der politischen Mitte der Bundesrepublik zog er der scharfen ideologischen Polarisierung im Großbritannien der siebziger und achtziger Jahre vor. Nicholls verabscheute Margaret Thatcher ebenso wie den Gewerkschaftsführer Arthur Scargill. In Roy Jenkins, David Owen, Bill Rodgers und Shirley Williams, die 1981 die Labour Party verließen und die Social Democratic Party aufbauten, erkannte er Gleichgesinnte, die wie er große Bewunderer der Sozialen Marktwirtschaft in der Bundesrepublik waren. Wie die „Viererbande“ schätzte Nicholls auch die proeuropäische Grundhaltung der Bundesrepublik. Die Schlusssätze seines Buches zur Sozialen Marktwirtschaft in Deutschland bekräftigten noch einmal, wie sehr er in seiner Per-

son das britische Freiheitsstreben mit der Suche nach sozialer Gerechtigkeit verband. Nicholls sah die Bundesrepublik auf der „pragmatischen, aber dennoch prinzipientreuen Suche nach materiellem Wohlstand, verbunden mit persönlicher Freiheit und sozialem Ausgleich“. Dieser Konsens, so wollte er hoffen, werde eines Tages vielleicht auch den Nachbarn der Deutschen zum Vorteil gereichen.



Anthony J. Nicholls Foto St Antony's College

Als Nicholls 2004 den jährlichen Festvortrag des German Historical Institute in London hielt, reflektierte er über fünfzig Jahre deutsch-britische Beziehungen unter dem Titel „Always Good Neighbours – Never Good Friends?“ Er beschrieb Defizite in den deutsch-britischen Beziehungen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, die auch auf tiefen kulturellen Unterschieden und vollkommen verschiedenen erinnerungshistorischen Parametern beruhen. Zu Zeiten des gerade vollzogenen Brexits, dessen Befürworter mit dem Argument für den Austritt warben, dass „our boys“ im Zweiten Weltkrieg nicht für die angeblich von Deutschen geführte EU gefallen seien, lohnt sich die Lektüre dieses gedankenreichen Essays allemal.

Seinen vielen Doktoranden am St Antony's College wird Tony Nicholls immer als ein außergewöhnlich sensibler, hilfsbereiter und über die Maßen generöser Betreuer vor Augen stehen, der jederzeit genügend Freiraum für die intellektuelle Entwicklung seiner Schützlinge bot und Kapiteleutwürfe mit zahllosen konstruktiven Kommentaren versah. Als Mitglied der North Commission of Enquiry trug er vor der Jahrtausendwende wesentlich zur Reform der Verwaltungsstrukturen der Universität Oxford bei, so dass seine Alma Mater auch im neuen Jahrhundert zu den führenden Universitäten der Welt zählt.

STEFAN BERGER

## Söhne Manheims

Polemik vor Twitter

Vor der „schönen Hure“ Polemik wurde Gotthold Ephraim Lessing 1777 gewarnt. Wer nicht widerstehen könne, lebe unruhig, schrieb ihm Friedrich Nicolai: Er bekomme „Krätze oder Filzläuse, die dann festsitzen, wenn die Hure schon längst vergessen ist“. Der Streit, der öffentliche zumal, solle ruhig und besonnen ausgetragen werden, ohne böses Blut und bittere Galle. Ein ständiges Zwicken und Zwacken tue niemandem gut – den Einzelnen nicht, der Gesellschaft nicht, der Wahrheit erst recht nicht.

Muss, wer Öffentlichkeit will, der Polemik abschwören? Oder werden Polemik und Öffentlichkeit, zu beider Lasten, nur zu selten zusammagedacht? Die Frage war der Ausgangspunkt einer literaturwissenschaftlichen Tagung in Bonn, die Elke Dubbels, Jürgen Fohrmann und Andrea Schütte organisierten. Als theoretisches Gerüst diente die Typologie des Soziologen Ernst Manheim (1900 bis 2002). Als eine der drei Grundformen führte er vor 1933 die polemisch-pluralistische Öffentlichkeit ein. Sie tritt als basale Form neben die bekanntere Unterscheidung von autoritärer und deliberativer Öffentlichkeit, die Manheim mit den Namen „qualitativ“ und „transzendental“ belegt.

Indem die Tagung von diesen Begrifflichkeiten ausging, ohne sich dogmatisch auf sie festzulegen, verschob sie den Denk- und Fragehorizont auf kluge Weise: Sie ging nicht von einer Verfallsgeschichte der Öffentlichkeit aus, die in der Polemik kaum mehr als eine degenerierte Form einer gesunden, auf ruhige Rationalität setzenden Debatte entdecken kann. Sie widerstand der Versuchung, angesichts der ubiquitär gewordenen Begegnung mit der „schönen Hure“ pauschal über gesellschaftlichen Juckreiz zu klagen. Sie sondierte vielmehr exemplarisch, ob das Beißen und Kribbeln nicht auch erkenntnisfördernd wirken könne.

Kann es? Die Frage setzte die Tagung vorsichtshalber ins Imperfekt. Sie erkundete Konstellationen um 1800, 1900 und 2000. Fehdehandschuh, Manifeste, Kritikerbeschimpfungen: Berühmend wirkt eine Literaturgeschichte, die nicht erst mit Twitter beginnt. Zugleich zeigt sie die Bruchstellen auf, die Entscheidungen, die den Rückweg abschneiden. Wenn der Ton schriller wird, wenn der Hammer die vierte Wand durchschlägt, wenn die Schmähschriften sich am Ende selbst den Boden unter den Füßen wegziehen – wie geht es dann weiter? Taucht die Eskalation ins Abklängecken der Langeweile? Dazu hätte man gern mehr erfahren.

Schon in der Perückenzeit wirkte die hygienische und geschlechterpolitische Prostitutionsmetapher anstößig. Die Tagung widerstand dem Reiz der politischen Provokation und sorgte sich in angenehm unpolemischen Debatten um Nuancen. Dass die Rettung ins Transzendente erwartbar war, ändert nichts an ihrer Plausibilität: Gehört doch zu den Eigenarten polemischer Öffentlichkeiten, dass sie nicht nur den Gegenstand der Untersuchung darstellen, sondern zugleich die Kommunikationsbedingungen markieren, in denen sich die Forschenden bewegen – etwa à la Handke: „Ich wäre gerne noch viel skandalöser.“

Wie es differenzierter gehen könnte, zeigte Jürgen Brokoff in seinem Vortrag, der einen Weg zur Analyse der Literaturdebatten seit 1989 vorschlug. Er bezog sich dabei auf das zusammen mit Berliner Soziologen konzipierte Projekt „Anfechtungen des Leitbilds multikultureller Vielfalt“. Welchen Einfluss haben Skandalautoren auf die öffentliche Meinung? Brokoff plädierte für ein Interpretationsverfahren, dass die umstrittenen Texte von Christa Wolf, Martin Walser, Günter Grass oder Peter Handke genau und im Kontext der umliegenden Kontroversen liest, es sich bei der Bestimmung der politischen Anstößigkeit also nicht zu leicht macht. Dabei geht es nicht mehr primär um die Untersuchung polemischer Schreibverfahren, sondern um die Auseinandersetzung mit der Struktur polemischer Öffentlichkeiten selbst, wie sie Manheim angeregt hat.

Die Verschränkung von Gegenstand und Kommunikationsbedingungen ließe sich an Manheims Grundlagentext „Die Träger der öffentlichen Meinung“ studieren. Der Gegenstand des Buches, die Transformation der Öffentlichkeit, hat sich in die Publikations- und Rezeptionsgeschichte eingeschrieben. Manheim, der nach dem Scheitern der Räterepublik 1920 aus Ungarn geflohen war, wollte sich mit seinen Studien zur Soziologie der Öffentlichkeit 1932/33 bei Hans Freyer in Leipzig habilitieren. Dazu kam es nicht mehr: Er musste erneut emigrieren, über England, wo er einen zweiten Dokortitel erwarb, in die Vereinigten Staaten. Auch wenn die Schrift, die 1933 noch erschien, während Manheim seine Ausreise vorbereitete, 1979 neu aufgelegt wurde, gehört sie allenfalls zu den heimlichen Klassikern der Öffentlichkeitsforschung: Zeit für eine Wiederentdeckung. HENDRIKJE SCHAUER